



Alexandra
Retkowski

Familiale Generationensorge

Eine qualitative Studie
über Alter(n) zwischen
Gestern und Morgen

Wallstein

Alexandra Retkowski
Familiale Generationensorge

GÖTTINGER STUDIEN ZUR GENERATIONSFORSCHUNG

Veröffentlichungen des DFG-Graduiertenkollegs
»Generationengeschichte«

Band 8

Herausgegeben von
Dirk Schumann



Alexandra Retkowski

Familiale Generationensorge

Eine qualitative Studie über Alter(n)
zwischen Gestern und Morgen

WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit Hilfe des DFG-Graduiertenkollegs »Generationengeschichte«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2011

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und der Frutiger

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

© fotolia – starpics

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN (print) 978-3-8353-1075-9

ISBN (eBook, pdf) 978-3-8353-2022-2

Inhalt

Teil I:	Einleitung	7
Teil II:	Theoretische und methodische Konzeption der Untersuchung	15
1.	Gesellschaftlicher Wandel von Familie, Generationen- beziehungen und Alter(n): Von der Nuklearfamilie zur multilokalen Mehrgenerationenfamilie	15
1.1	Die Phase des letzten Lebensalters: Alter(n), Sterben, Tod	23
1.2	Theoretische Perspektiven auf Generationen in Familie und Gesellschaft	28
1.3	Zugänge zum Begriff der Generationensorge	36
2.	Methodischer Ansatz und Forschungsdesign	48
2.1	Die dokumentarische Methode	48
2.2	Das episodisch-narrative Interview	56
3.	»Habitus der Sorge« als Zugang zur Analyse familialer Generationensorge	62
Teil III:	Ergebnisse der empirischen Untersuchung	67
4.	»Solidarischer Sorgehabitus«: Kollektive Normierungen familialen Zusammenhalts.	67
4.1	Empathische Solidarität: Die Geschichte von Angela Witte.	68
4.2	Restriktive Solidarität: Die Geschichte von Heinrich Riemann	87
4.3	Prekäre Solidarität: Die Geschichte von Annette Köhler	100
5.	»Ambivalenter Sorgehabitus«: Generationale Differenzen und ihre mimetische Bearbeitung	109
5.1	Ambivalente Dynamik »kriegsbedingte Vaterlosigkeit«	110
5.2	Ambivalente Dynamik »psychische Krankheit«: Die Geschichte von Luise Dohm	150
5.3	Ambivalente Dynamik »Bildungsdifferenz«: Die Geschichte von Konrad Schuster	160

6.	»Konflikthafter Sorgehabitus«: Familiäre Vertragsbrüche und Neuanfänge	172
6.1	Materiale Enterbung: Die Geschichte von Karl-Günther Schumann	173
6.2	Genealogische Enterbung: Die Geschichte von Mareike Stark	196
6.3	Verweigerung des familialen Generationenvertrags: Die Geschichte von Karin Dietrich	205
Teil IV:	Schlussfolgerungen	221
7.	Die Habitusformen der Sorge im Überblick	221
8.	Systematisierende Überlegungen zur Typologie familiärer Generationensorge	234
9.	Familiäre Generationensorge und gesellschaftliche Perspektiven	238
	Danksagung	243
	Literaturverzeichnis	244

Teil I: Einleitung

Kaum ein anderes Thema wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der westlichen Welt so eng mit dem Verhältnis von Selbst- und Fremdbestimmung, von Autonomie und Abhängigkeit, von Solidarität und Konflikt assoziiert wie das Alter(n). Die gesellschaftlichen Diskurse um das Alter sind stark von Annahmen über den demographischen Wandel geprägt. Einerseits dominieren dabei Erwartungen über eine starke Zunahme des Hilfebedarfs für Menschen im höchsten Lebensalter. Andererseits ist der Diskurs durch Vokabeln wie Selbstständigkeit, Engagement und Tätigsein bis in die höchsten Altersstufen hinein bestimmt (vgl. van Dyk/Lessenich 2010: 11). Entsprechend bewegt die Frage, wie Menschen in ihrem letzten Lebensalter – wenn sie vermehrt Hilfe benötigen und von anderen abhängig werden – durch gesellschaftliche Institutionen, durch Familie und durch weitere soziale Netzwerke unterstützt werden können und welchen Eigenanteil alte Menschen dabei selber leisten können, wollen und sollen, alle Ebenen der Gesellschaft. Doch jenseits der Frage, wie der sogenannte Pflegenotstand sozial bewältigt werden kann, rückt mit dem Thema der Hochaltrigkeit auch die anthropologisch gegebene Verletzlichkeit des Menschen ins Zentrum der Aufmerksamkeit; die Frage des Umgangs mit asymmetrischen Beziehungen wird relevant. Damit verweist ›Alter‹ wie das Prinzip ›Kindheit‹ auf die Grenzen des Individualitätsprinzips (vgl. Honig 1999: 213) und stellt das Menschenbild des autonomen Subjekts in Frage. Darüber hinaus wird die Frage der Verbundenheit mit dem familial Anderen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen virulent, bei denen im Zuge der Pluralisierung und Individualisierung der Lebenslagen Veränderungen in der Struktur unmittelbarer Abhängigkeitsverhältnisse (vgl. Andresen/Diehm 2006: 14) – insbesondere in Familien – gegeben sind. Wie wird also in einer an Autonomie orientierten und sozial differenzierten Gesellschaft das Abhängigkeitspotential des Alter(n)s im sozialen Nahbereich familialer Generationenbeziehungen wahrgenommen und gedeutet? Und welche Abhängigkeiten gibt es auf Seiten des Sorgenden?

Trotz eines großen Interesses an Wandlungsprozessen familialer Unterstützungspotentiale und vieler Forschungsarbeiten zu den Auswirkungen des demographisch-strukturellen Wandels (vgl. etwa Attias-Donfut 2000; Höpflinger 2005; Kohli/Künemund 2005; Petzold/Horn/Müller 2010; Terhart/Tippelt 2009) gibt es allerdings wenig empirisch fundiertes Wissen darüber, wie Menschen, die bereits den letzten Lebensabschnitt eines oder beider Elternteile miterlebten, diese Erfahrungen verarbeitet haben, welche Schlussfolgerungen sie daraus für ihr Bild von Familie und für ihre eigene mögliche Hilfsbedürftigkeit

im Alter ziehen und welche intergenerationalen Beziehungs- und Intimitätsmuster damit verbunden sind. Die vorliegende qualitative Studie setzt an dieser Forschungslücke an und bringt den (familialen) Erfahrungsraum von Menschen mit Sorge, Generationenbeziehungen und Alter(n) mit deren zukünftigen Alter(n)s- und Sorgeerwartungen in Verbindung. Mit einem weit gefassten Begriff der Sorge wird auf Basis narrativ ausgerichteter Interviews erforscht, wie Frauen und Männer das letzte Lebensalter ihrer Eltern in der Vergangenheit erlebt haben und wie sie sich ihr eigenes Altwerden vorstellen. Wie wird die Sorge um den Anderen und die Sorge der Anderen für einen selbst thematisiert? Welche Bilder des familial Anderen im Verhältnis von Nähe und Distanz werden konstruiert?

Die Frauen und Männer, deren Sorgegeschichten im Folgenden präsentiert werden, gehören historisch zu jener gesellschaftlichen Gruppe, die die Konfrontation mit der Pflegebedürftigkeit der Eltern erstmals als Massenphänomen erlebt hat und die medial beispielsweise als »Generation Pflege« etikettiert wurde (vgl. DER SPIEGEL 19/2005). In der Terminologie von Karl Mannheim könnte von einem Generationenzusammenhang gesprochen werden, dessen Verbindung durch die Partizipation an einem gemeinsamen historisch-sozialen Schicksal gegeben ist (vgl. Mannheim 1970: 542). Indem in den hier vorliegenden Interviews der Wechsel von der Position des erwachsenen Kindes, das die letzte Lebensphase eines oder beider Elternteile mehr oder weniger intensiv begleitet hat, zum Angehörigen der ältesten Generation, die in mehr oder weniger naher Zukunft in die Phase des letzten Lebensalters eintritt, narrativ nachvollzogen wird, geraten die individuellen Verarbeitungs- und Umgangsweisen mit dem Thema Alter(n) und Familie in den Blick. Die Erzählerinnen und Erzähler treten als individuelle Gestalter, als Konstrukteure des Sinn- und Bedeutungszusammenhangs der familialen Kultur der Sorge hervor. Gleichzeitig werden aber über die Erzählungen auch spezifische Subjektivierungsweisen hinsichtlich familialer Generationenbeziehungen und Alter(n) offenbar. Damit gibt diese Studie in erster Linie Antwort auf drei Fragen: 1. Wie deuten und entwerfen Frauen und Männer ihre Perspektive auf die familiale Kultur der Sorge im Verhältnis von vorangegangenen Sorgeerfahrungen und zukünftigen Sorgeerwartungen? 2. Welche Muster von Generationenbeziehungen, also Strukturen der relationalen Verbundenheit in Familie, können dabei rekonstruiert werden? 3. Welche Wechselwirkungen zwischen familialen und gesellschaftlichen Prozessen zeichnen sich ab?

Der Begriff der Generationensorge ist dabei jene theoretische Perspektive, die auf das intergenerationelle Beziehungsverhältnis fokussiert und dieses in einen zeitlichen und gesellschaftlichen Rahmen verankert. Die in den Interviews erzählten Sorgegeschichten verweisen auf biographisch verankerte Struk-

turen des Umgangs mit den Dimensionen von Nähe und Distanz, Macht und Ohnmacht, Innovation und Tradition. Sie münden in der vorliegenden Arbeit in das Konzept des *Sorgehabitus* ein, der als ein »habituelles Stilelement« (Bohn-sack 2007a: 66) des Bourdieuschen Habituskonzepts definiert (Bourdieu 1987 [1979]; Bourdieu/Wacquant 2006) wird. Der Habitus der Sorge richtet sich in diesem Verständnis auf Wahrnehmungs-, Deutungs- und Beziehungsmuster hinsichtlich der vergangenen und zukünftigen Gestaltung familialer Generationensorge im letzten Lebensalter sowie auf die damit einhergehenden »Dispositionen des Intimsubjekts« (Reckwitz 2007: 102) als den über die intergenerationalen Beziehungsmuster gegebenen Subjektivierungsformen im Raum der Familie. Der Habitus der Sorge gibt also über die individuelle Organisation der relationalen Bezüge im Familiensystem Auskunft. Ein insofern konstitutions-theoretischer Zugang zur Analyse familialer Generationensorge interessiert sich vornehmlich für das Verhältnis von ›Selbst‹ und anderen Familienmitgliedern sowie für das Verhältnis von Familienbeziehungen und Beziehungen zu Menschen außerhalb der Familie. Generationensorge für und um das Alter steht in einem biographischen Kontinuum von Sorgeverhältnissen und deren Deutungen. Ausgehend vom Eltern-Kind-Verhältnis, in dem der Umgang mit der eigenen Bedürftigkeit so wie der des familial Anderen gelernt, habitualisiert wird, spiegelt der *Sorgehabitus* die gesamte familiäre Beziehungsgeschichte wider und integriert weitere, auch außerfamiliale Sorgeerfahrungen. Analog zu den in den Erziehungswissenschaften untersuchten intergenerationalen Tradierungsprozessen des Bildungskapitals (vgl. Büchner/Brake 2006; Ziegler 2000), ordnet sich eine Forschung zur Generationensorge dem Bereich der Analyse sozialen Kapitals von Familien zu. Der Habitus der Sorge als eine Vermittlungsinstanz zwischen individueller und gesellschaftlicher Struktur lässt die engen Wechselwirkungen zwischen ›Generationensorge‹ und dem gesellschaftlichen Wandel unter beschleunigten Modernisierungsprozessen offenbar werden, denn ›Alter‹ wie auch ›Familie‹ stehen unter erheblichem gesellschaftlichen Veränderungsdruck, der von demographischen Strukturverschiebungen über den Wandel von Arbeits- und Familienformen bis hin zu veränderten Generationen- und Geschlechterverhältnissen reicht. In den Blick kommt, wie Menschen den gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozessen begegnen und wie gesellschaftliche Transformationsprozesse in verschiedene Formen des *Sorgehabitus* eingelassen sind. Durch den erzählerischen Bogen von der familialen Vergangenheit zur familialen Zukunft werden die Selbst- und Fremdpositionierungen der Befragten in der historischen, familialen und biographischen Zeit untersucht. Es kann also rekonstruiert werden, wie Menschen den gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozessen begegnen und wie gesellschaftliche Transformationsprozesse mit verschiedenen Formen des *Sorgehabitus* in Zusammenhang stehen.

Die auf diese Weise in der vorliegenden Arbeit präsentierten drei Habitusformen der Sorge – der solidarische Sorgehabitus, der ambivalente Sorgehabitus und der konflikthafte Sorgehabitus – schließen einerseits an die einschlägigen Konzeptionen zur Theorie familialer Generationenbeziehungen an. Andererseits kann die Studie erhebliche Differenzierungen und Systematisierungen innerhalb der Konzepte und zwischen diesen leisten. So wird deutlich werden, dass die einzelnen Habitusformen der Sorge nicht nur mit sehr unterschiedlichen familialen Erfahrungsräumen verknüpft sind, unterschiedliche Erwartungen an die familiale Zukunft und die Bedeutung von Familienbeziehungen überhaupt haben, sondern dass in jedem Habustypus der Generationensorge das Verhältnis von Individuum, Familienbeziehungen und Gesellschaft ganz unterschiedlich eingelagert ist.

Theoretische Bezugspunkte der Untersuchung sind dabei *zum einen* das Konzept der Generationensorge von Marc Szydlík (vgl. Szydlík 2000, 2002; Szydlík/Schupp 1998; Szydlík/Künemund 2009). Mit Bezug auf weitere theoretische Perspektiven wie zum Beispiel die feministische Care-Theorie wird der Begriff der Generationensorge von Szydlík konzeptionell erweitert. Es entsteht ein Verständnis von Sorge, in dessen Fokus nicht nur konkrete familiale Hilfebeziehungen stehen, sondern das sich auf die Sinnhorizonte intergenerationeller Beziehungen im späten Erwachsenenalter überhaupt richtet. Mit anderen Worten, es geht darum, worüber sich eigentlich wie gesorgt wird. *Zum anderen* wird auf Reinhart Kosellecks Konzept von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont zurückgegriffen (vgl. Koselleck 2003), um das Verhältnis von vergangenen Sorgeerfahrungen mit dem Alter(n) der Eltern und zukünftigen Sorgeerwartungen über das eigene Alter(n) zu analysieren. In Anlehnung an den Gedichttitel »Heute zwischen Gestern und Morgen« von Kurt Tucholsky – dem auch der Untertitel dieser Studie entliehen ist – macht Jörn Rüsen im Anschluss an Koselleck darauf aufmerksam, dass sich der Mensch seine Lebensführung in einem komplexen Wechselspiel zwischen Erinnerung und Erwartung kontinuierlich neu erschließen muss (vgl. Rüsen 2006: 197). Bezogen auf die vorliegende Studie stellen die Kategorien Erfahrungsraum und Erwartungshorizont jene Analyseperspektive dar, die nicht nur Entwürfe zukünftigen Alter(n)s mit den Deutungen familialer Vergangenheit in Zusammenhang bringen kann, sondern auch in die Lage versetzt, in den subjektiven Auseinandersetzungen mit Vergangenheit und Zukunft mit Hilfe des Konzepts der Selbstformung Wandlungsprozesse von Familie besser verstehen zu können. In der Synthese des Sorgehabitus stellen das Konzept der Generationensorge und die Kategorien Erfahrungsraum und Erwartungshorizont also einen heuristischen Rahmen zur Verfügung, mit dem Deutungen des Alter(n)s nicht nur in (familien)biographischer, sondern auch in historisch-gesellschaftlicher Dimension analysiert werden können.

Versucht man den Diskurs über das Alter(n), in dem diese Studie und ihre Sorgegeschichten lokalisiert sind, noch etwas genauer zu umreißen, so erscheint dieser sehr kontrovers und polar (vgl. Göckenjan 2001). Zudem spielt die Kategorie der Generationenbeziehungen eine große Rolle, wie in dem Begriff der »Generationengerechtigkeit« oder gar dem des »Generationenkriegs« zum Ausdruck kommt. Zu vermuten ist, dass bei gleichzeitiger Beschwörung des familialen Zusammenhalts diese Debatte darauf hindeutet, dass die privat mobilisierte Solidarität nicht ausreicht, um den Solidaritätsbedarf der Gesellschaft für das Alter(n) zu decken (vgl. Amann 2008: 37). Eine weitere wichtige Kategorie in dem Diskurs ist die der Demographie, da Geburtenrückgang und Langlebigkeit die Lebensläufe prägen (vgl. Statistisches Bundesamt 2005). Diese Veränderungen in der Struktur des Erwachsenenalters haben für den Zusammenhang von ›Alter‹ und ›Generationenbeziehungen‹ zur Folge, dass sich eine Familie zwar tendenziell aus mehr als zwei Generationen zusammensetzt, die Anzahl der Angehörigen einer Generation jedoch immer kleiner wird – eine Entwicklung für die Vern Bengtson den anschaulichen Begriff der »Bohnenstangenfamilie« geprägt hat (vgl. Bengtson 1990). Eltern und Kinder können dadurch eine gemeinsame Lebenszeit von 50 Jahren und länger haben, wodurch die Eltern-Kind-Beziehungen in einer Zeit, in der alles im Fluss zu sein scheint, quasi auf natürliche Weise einen erheblichen Bedeutungszuwachs erhalten. In den vergangenen Jahrzehnten haben daher bereits viele Menschen die Erfahrung gemacht, dass die Beziehung zu ihren Eltern bis in die eigenen mittleren bis späten Lebensjahre andauert und in der letzten Zeit dieser Beziehung die Prävalenz und Dauer von Pflege und Unterstützungsleistungen stark anwächst. François Höpflinger spricht in diesem Zusammenhang von einer historisch neuen Phase in der Beziehung zwischen Eltern und ihren Kindern (vgl. Höpflinger 2005: 28). Gleichzeitig werden durch die demographische Entwicklung Familienmitglieder, die potentiell der älteren Generation helfen können, ein knappes Gut, so dass innerfamiliär regelrechte »Verteilungskämpfe« darüber drohen, wer sich um wen sorgen kann. Von Seiten der Politik ist auf den in Deutschland erstmals in den 1980er Jahren konstatierten sogenannten Pflege- notstand mit der im Jahre 1995 in Kraft getretenen umlagefinanzierten Pflegeversicherung reagiert worden, in der das Prinzip »ambulant vor stationär« gilt und die das Risiko der Pflegebedürftigkeit im Alter mit absichern soll. Jüngst wird diese durch das am 1. Januar 2012 in Kraft tretende Familienpflegezeitgesetz flankiert, das Angehörigen erlauben soll, bis zu zwei Jahren ihre Erwerbstätigkeit trotz Pflege weiterführen zu können. Auch im Erbrecht gab es 2009 eine Novellierung, die durch einen höheren Steuerfreibetrag jene Angehörige begünstigt, die den Erblasser gepflegt haben. Sieht man einmal von der Frage ab, ob mit diesen Regelungen sozioökonomische und geschlechtsspezifische

Unterschiede im Kontext von Pflege verschärft werden, so stellt sich Deutschland im europäischen Vergleich als ein »care regime« dar, das vor allem auf Verwandtschaftspflege bzw. auf ein Mischmodell mit institutionellen Pflegedienstleistungen setzt (vgl. Keck 2008: 155). Diese gesetzlichen Rahmungen sind in den §§ 1601 ff. im BGB als wechselseitige Unterhaltspflicht, als gegenseitige Pflicht zur Rücksichtnahme und Beistand sowie als Sorgerecht und Sorgepflicht zwischen den Generationen einer Familie normativ verankert (vgl. Zirfas 1996: 261). Es besteht also einerseits ein hoher moralischer und gesellschaftlicher Verpflichtungsgrad zur Betreuung und Pflege der alten Eltern. Andererseits finden sich die Betreuenden oft als Einzelkämpfer am Rande ihrer psychischen und physischen Belastbarkeit stehend wieder. Zudem ist die Betreuung alter Eltern gesellschaftlich oftmals noch geringer anerkannt als die Sorge um Kinder. Auch werden in einer Gesellschaft, in der Jugend, Fitness und Autonomie als besonders wertvoll gelten, Erfahrungen mit dem Nachlassen und Schwinden von Fähigkeiten eher gemieden. Es scheint, als ob es vor allem Romane mit mehr oder weniger autobiographischer Grundlage sind, die diese Lücke einseitiger und polarisierender Thematisierungen im Diskurs um das Altwerden füllen.¹

Die vorliegende Arbeit besteht aus fünf Teilen, die in neun Kapitel untergliedert sind. Teil 1 ist die Einleitung. Teil 2 beinhaltet die theoretische und methodische Konzeption der Untersuchung. In diesem Teil wird sich sowohl mit dem gesellschaftlichen Wandel von Familie, Generationenbeziehungen und Alter(n) auseinandergesetzt (Kapitel 1) als auch der methodische Zuschnitt der Untersuchung vorgestellt (Kapitel 2) und ein eigenständiger Zugang zum Konzept der Generationensorge (Kapitel 3) entwickelt. In Teil 3 werden die empirischen Ergebnisse – die drei genannten Habitusformen der Sorge – präsentiert (Kapitel 4,5,6). Dazu werden elf Sorgegeschichten vorgestellt. Das empirische Material in dieser Breite vorzustellen, hat das Ziel, die wesentlichen Bedingungen und Dimensionen der Kategorie der Sorge aufzuzeigen. Alle in diesen Geschichten

1 In der Belletristik rücken intime moralische Fragen ins Zentrum und erreichen damit Bestsellerstatus: So der Roman »Wohin mit Vater? Ein Sohn verzweifelt am Pflegesystem«, dessen anonymer Autor das Dilemma behandelt, wie aufgrund des Pflegenotstands die Sorge die erwachsenen Kinder auch bei einer stationären Unterbringung ihres Vaters fast nie verlässt (vgl. Anonymus 2007). Im Roman »Nackte Väter« von Margit Schreiner wird die Bedeutung von Alter, Körper und Geschlecht zwischen den Generationen und zwischen den Geschlechtern ausgelotet (vgl. Schreiner 1997). Oder aber der Roman »Demenz. Abschied von meinem Vater« von Tilman Jens, der mit Bezug auf seinen Vater Walter Jens die Frage von Biographie und Demenz, von Nationalsozialismus und Alter, von Schuld, Verdrängung und den Potentialen der Selbstvergessenheit thematisiert (vgl. Jens 2009). Strikte normative Bezugspunkte werden in der Literatur diskursiv aufgebrochen und werfen die Fragen nach der Deutung des Alters und nach den Generationenbeziehungen aus verschiedenen Perspektiven auf. Siehe auch den Roman von Arno Geiger »Der alte König in seinem Exil« (vgl. Geiger 2011).

aufgeführten Namen, Ortsnamen und sonstige personenbezogene Bezeichnungen sind geändert, d. h. alle in der Studie genannten Namen sind fiktive Benennungen. Teil 4 beinhaltet die Schlussfolgerungen dieser Arbeit. Sie untergliedern sich in einer zusammenfassenden Darstellung der Habitusformen der Sorge (Kapitel 7), weiterführenden Überlegungen zum Konzept der Generationensorge (Kapitel 8) und gesellschaftlicher Perspektiven über die Bedeutung familialer Generationensorge (Kapitel 9). Teil V beinhaltet das Literaturverzeichnis.

Teil II: Theoretische und methodische Konzeption der Untersuchung

Der Frage, wie das Themenfeld der Generationensorge im Erwachsenenalter für die vorliegende Studie sowohl theoretisch als auch methodisch konzipiert werden kann, ist Gegenstand des zweiten Teils der Arbeit.

1. Gesellschaftlicher Wandel von Familie, Generationenbeziehungen und Alter(n): Von der Nuklearfamilie zur multilokalen Mehrgenerationenfamilie

Eine Familie setzt sich aus den Lebensläufen mehrerer Familienmitglieder zusammen, die sich in unterschiedlichen Lebensaltern und psycho-physischen Entwicklungsstadien befinden sowie verschiedene Bedürfnisse und Erwartungen haben. Dieser Familienzyklus findet vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen statt. Ziel dieses ersten Kapitels ist es dementsprechend, den Stand der sozialwissenschaftlichen Beobachtung und Deutung sowohl der gesellschaftlichen Bedingungen als auch der familialen Strukturen in den Blick zu nehmen, die Alter(n) und Generationenbeziehungen prägen. Familie, Generationenbeziehungen und Alter(n) stehen in einem vielfältigen, sich gegenseitig beeinflussenden Beziehungsgefüge. Dieses Beziehungsgefüge gewinnt Dynamik durch grundlegende Wandlungsprozesse, die vor allem mit demographischen Veränderungen, dem Struktur- und Funktionswandel von Familie sowie gesellschaftlichen Pluralisierungs- und Individualisierungsprozessen in Verbindung stehen. Über die Richtung dieses Wandels und seine Interpretation werden in der Familienforschung allerdings unterschiedliche Auffassungen vertreten. Kern der auch in der Öffentlichkeit intensiv geführten Auseinandersetzung ist die Frage, ob die Entwicklung von Familie auf eine Krise der Familie hindeutet oder, ob der Wandel auch mit einem Bedeutungszuwachs von Familie einhergeht. Gerahmt wird diese Diskussion von einigen grundsätzlichen Anmerkungen. So weist Laszlo A. Vascovics darauf hin, dass sowohl der festgestellte Wandel als auch die festgestellte Kontinuität von Familie erklärungsbedürftig ist (vgl. Vascovics 1998: 23 f.). Auch Gertrud M. Backes merkt an, dass die Strukturveränderungen von Familie allzu häufig mit einem Wandel von familialen Funktionen gleichgesetzt werden. Allein innerhalb eines Lebenslaufs sei der Wandel familialer Strukturen völlig natürlich und die Familie, in die man hineingeboren wird, sei in der Regel ganz anders strukturiert als die, in der man stirbt (vgl. Backes 1998). Einigkeit besteht jedoch darin, dass die Dimen-

sion der Beziehung immer bedeutsamer wird, um Familienstrukturen zu analysieren und zu beschreiben. Karl Lenz radikalisiert diesen Aspekt insoweit, als dass er vom Familienbegriff gänzlich Abschied nehmen möchte und statt dessen vorschlägt, von einer »Soziologie persönlicher Beziehungen« zu sprechen (Lenz 2009: 28). Vieles deutet also darauf hin, dass der seit den 1980er Jahren allgemein konstatierte Wandlungsprozess von Familie weiterhin andauert und sich vor allem auf das Binnenverhältnis der Familienmitglieder bezieht – ein Prozess der beispielsweise von Edward Shorter als »Sentimentalisierung« der Familienbeziehungen (vgl. Shorter 1979) und von Elisabeth Beck-Gernsheim als Wandel »von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft« beschrieben wurde (vgl. Beck-Gernsheim 1994: 115).

Für das veränderte Verständnis von Familie spielen Generationenbeziehungen eine wichtige Rolle. So werden seit einigen Jahren jene Definitionen bedeutsamer, die die Generationenbeziehungen als Kernelement und Spezifikum von Familien ansehen (vgl. Burkart 2008; Ecarius 2008; Huinink/Konietzka 2007; Lange/Lüscher 2000; Lenz/Böhnisch 1997; Peuckert 2007). Entsprechend setzt sich innerhalb der Familienforschung mehr und mehr der von Hans Bertram geprägte Terminus der »multilokalen Mehrgenerationenfamilie« durch, den er als Abgrenzung bzw. Fortentwicklung zur Parsonsen Terminologie der Kern- oder Nuklearfamilie entwickelt hat (Bertram 2009a, 2009b). Das Familienmodell der Kern- oder Nuklearfamilie wurde von Talcott Parsons vor allem für die amerikanische Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre ausgearbeitet. Familie wird dabei systemtheoretisch als »isolierte, neolokale Gattenfamilie« beschrieben, die durch die Institution Ehe, durch eines oder mehrere Kinder, durch eine innerfamilial ausdifferenzierte geschlechtsspezifische Arbeitsorganisation sowie durch einen in der Gründung eines neuen Hausstandes eindeutig geregelten Ablösungsprozess vom Elternhaus charakterisiert ist (vgl. Parsons 1970). Die historischen Wurzeln dieses Familienmodells werden in fortschreitenden Industrialisierungsprozessen und der Ausbreitung der bürgerlichen Familienform angesiedelt, die wirtschaftlich aufstrebend ihren Zusammenhalt in der Emotionalisierung sowohl der Paarbeziehungen als auch der Eltern gegenüber den Kindern findet (vgl. Huinink/ Konietzka 2007).¹ Doch auch in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft kam dem bürgerlichen Familienmodell als Moment der Kontinuität und Verlässlichkeit in der Phase nach

1 Dem Modell der Kern- oder Nuklearfamilie geht das Familienmodell des »ganzen Hauses« voraus, das sich auf die bäuerliche Lebensform um 1800 bezieht und ein hierarchisch gegliedertes Zusammenleben und -arbeiten von Familienmitgliedern sowie nicht verwandtschaftlich gebundene Personen unter einem Dach beschreibt – ein Statusgefüge, mit dem auch komplexe Systeme der Erbregelungen verbunden waren (vgl. Lenz/Böhnisch 1997: 13).

dem gesellschaftlichen Zusammenbruch und der Neuorganisation nach dem Nationalsozialismus eine wichtige Funktion des Wiederaufbaus zu (vgl. Lettke/Lange 2007: 16). Bertram und mit ihm der Großteil der deutschen Familienforschung (vgl. etwa Bien/Marbach 2008; Kohli 2007; Lüscher/Liegle 2003; Peuckert 2007) begründet die Ablösung vom Parsonschen Modell der Familie mit einem komplexen Bedingungsgefüge aus demographischen, ökonomischen und soziokulturellen Veränderungen, die in der westlichen Gesellschaft spätestens seit Ende der 1970er Jahre eingesetzt haben.² Hierzu zählen eine steigende Lebenserwartung, eine sinkende Geburtenrate, der Wandel im Geschlechterverhältnis, die Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile, veränderte Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen im Arbeitsleben sowie die Technisierung der gesamten Lebenswelt. Diese sozialwissenschaftliche Beobachtung des Veränderungsprozesses von Familie für die vergangenen Jahrzehnte nachzuzeichnen kann aufgrund der Komplexität des Phänomens hier nur ansatzweise und in groben Zügen gelingen. Zudem stehen Familienforschung und Alter(n)sforschung in der Regel unverbunden nebeneinander. Eine systematische Zusammenschau dieser beiden Forschungsbereiche besteht erst in Ansätzen (vgl. etwa Saake 2002). Hier sollen lediglich die drei zentralen Aspekte des Begriffs der »multilokalen Mehrgenerationenfamilie« – das Lokalisierungsprinzip, die Anzahl der beteiligten Generationen und ein modernisiertes Beziehungsverhältnis – etwas genauer beleuchtet werden.

Hinsichtlich des *Lokalisierungsprinzips* ist interessant, dass bereits beim Modell der Nuklearfamilie diskutiert wurde, ob durch die räumliche »Desintegration« und Isolierung der Familienmitglieder zwischen Herkunftsfamilie und neu gegründeter Familie nicht auch eine emotionale Trennung von Jung und Alt bestehe (vgl. König 1974). Mit den zu Klassikern gewordenen Formeln »innere Nähe durch äußere Distanz« (vgl. Tartler 1961) oder »Intimität auf Abstand« (vgl. Rosenmeyr/Köckeis 1961), die auch heute noch Verwendung finden, um Generationenbeziehungen zu beschreiben (vgl. Kohli/Künemund 2005), wurde diese These jedoch entkräftet. Denn obwohl die Generationen – entsprechend den Erfordernissen einer fordistischen Industriegesellschaft – in getrennten Haushalten leben, würden sie dennoch eine große Verbundenheit zueinander verspüren, zumal für viele Familien die räumliche Trennung eher eine Bedingung für die emotionale Nähe zwischen den Generationen darstelle. Die wissenschaftliche Abkehr vom Modell der Nuklearfamilie erfolgte daher auch durch die Erkenntnis, dass das in der Statistik übliche familiäre Haushaltskon-

2 Auch mehr als 20 Jahre nach der Wiedervereinigung gibt es in Bezug auf Familienformen noch erhebliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland (vgl. Schneider/Dorbritz 2011). Auf diese Unterschiede kann aber in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden.

zept der Realität des gelebten Lebens nicht entsprechen muss (vgl. Rosenbaum/Timm 2008: 13). Gleichwohl ist auch im Familienbegriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie das Lokalitätsprinzip (vgl. Vaskovics 2001: 104), sprich die familiale Haushaltsstruktur, wesentlicher Bedeutungsträger, um zu beschreiben, dass Familie nicht mehr aus einem emotionalen und räumlichen Zentrum besteht, sondern aus den verschiedenen Wohnorten, an denen die Familienmitglieder leben. Damit existiert nicht nur eine Kontinuität in der Begriffsbildung (von »neolokal« zu »multilokal«), sondern »Raum« scheint in der Familienforschung eine zentrale Kategorie für die Beschreibung von Generationenbeziehungen überhaupt darzustellen.

In der aktuellen, quantitativ ausgerichteten Familienforschung ist Lokalität hauptsächlich hinsichtlich der Entfernung der Haushalte der Generationen voneinander und der damit einhergehenden Möglichkeit von face-to-face-Kontakten wichtig. Dabei zeichnet sich insgesamt eine große räumliche Nähe der Generationen zueinander ab. Die Replikationsstichprobe des Alters-Surveys zeigt, dass im Jahre 2002 bei über 70 Prozent der Menschen in der zweiten Lebenshälfte zumindest eines ihrer Kinder am selben Ort lebt (vgl. Hoff 2006: 255). Allerdings wächst der Anteil derjenigen alten Menschen, die keine am Ort lebenden Kinder haben, in den letzten Jahren kontinuierlich (vgl. ebd.: 253). Die Ergebnisse der Studie zeigen ferner, dass die Zahl täglicher Kontakte zwischen den Generationen zurückgeht und parallel dazu der Anteil von ein- bis mehrmaligen Interaktionen pro Woche ansteigt (vgl. ebd.: 267). Gleichwohl bleibt auch die Summe der intergenerationellen Kontakte auf hohem Niveau, denn etwa 90 Prozent der alten Menschen standen auch 2002 mindestens einmal pro Woche mit ihren Kindern in Verbindung (vgl. ebd.). Wohnortentfernung und Kontakthäufigkeit sind also Kernkategorien der Beschreibung familialer Generationenbeziehungen.

Um genauer bestimmen zu können, wie Generationenbeziehungen durch räumliche Nähe oder räumliche Distanz geprägt werden, muss überlegt werden, welche Bedeutung diese Räumlichkeit für die Generationenbeziehungen haben könnte. Gemäß einer Definition von Fabian Kessl und Christian Reutlinger sind Räume »keine absoluten Einheiten, sondern ständig (re)produzierte Gewebe sozialer Praktiken« (Kessl/Reutlinger 2007: 19). Wie die Autoren weiter ausführen, handelt es sich um einen relationalen Raumbegriff, der sowohl das Wechselspiel der symbolischen Wirkung von materialisierten Raumordnungen als auch den permanenten Kampf der Akteure um die Vorherrschaft bestimmter Deutungen des Raums umfasst (vgl. ebd.: 27). Im Kontext von Familie sind es folglich auch die Haushaltskonstellationen, die die Symbolwelt von Familien (mit)strukturieren. Bezogen auf das Modell der multilokalen Mehrgenerationenfamilie könnte besonders fraglich bzw. könnte es innerhalb der Familie be-

sonders umstritten sein, welcher Raum als gemeinsamer Raum der Familie identifiziert wird bzw. ob es in der Multilokalität überhaupt noch solch gemeinsame Räume gibt oder ob die Räumlichkeiten je nach Bedarf oder je nach Situation aufgesucht werden.

Familiale Beziehungsstrukturen modernisieren sich insbesondere durch veränderte soziokulturelle und ökonomische Verhältnisse in der bundesrepublikanischen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die arbeitsteilig organisierte Haushaltsführung – ein Kernbestandteil des Modells der Nuklearfamilie – erfährt durch die Partizipation von Frauen an den Bildungsreformen der 1960er und 1970er Jahre eine Lockerung. In der Folge erfüllen Frauen die Nachfrage nach qualifizierten Beschäftigten auf dem Arbeitsmarkt. Gleichzeitig kommt die das Modell der Nuklearfamilie ebenfalls tragende Institution der Ehe ins Wanken, denn nicht nur die Zahl der Ehescheidungen steigt, sondern es werden überhaupt weniger Eheschließungen getätigt.³ Mit veränderten Geschlechterrollen werden auch die Paarbeziehungen egalitärer. Zudem verändert sich das generative Verhalten der Menschen. Seit Ende des »Baby-Booms« Mitte der 1960er Jahre und dem »Pillenknick« ist in Westdeutschland die jährliche Geburtenrate zurückgegangen – sie sinkt auf 1,3 Kinder pro Frau und bleibt seit den 1970er Jahren auf einem niedrigen Niveau (vgl. Burkart 2008: 16). Es wächst hingegen die Zahl neuer Familienformen wie z. B. Alleinerziehende, unverheiratete Paare mit Kindern, diverse Formen von Stieffamilien, Partnerschaften ohne Kinder und Singles (vgl. Burkart 2008; Hoff 2006). Es hat sich der Begriff der »Patchworkfamilie« für das Phänomen eingebürgert, dass sich Familie nun häufig aus mehreren alten und neuen Familienmitgliedern zusammensetzt, dass sich Verwandtschaftsstrukturen vervielfältigen und dass die damit einhergehenden verschiedenen Beziehungsmuster den Charakter eines Netzwerks bilden (vgl. Kohli 1994). Das im Parsonschon Konzept illustrierte Modell der Kleinfamilie stellt dabei nur noch ein Familienmodell unter vielen anderen dar. Zudem gibt es seit den 1980er Jahren erhebliche Umstrukturierungen des Arbeitslebens, wodurch nicht nur familiäre Beziehungen unter Druck kommen, sich neu zu organisieren, sondern die Multilokalität der Familienstruktur als Notwendigkeit einer flexibilisierten Erwerbsarbeit zur Norma-

3 Die Zahl der Eheschließungen sank in Gesamtdeutschland von 10,8 pro 1000 Einwohner im Jahre 1950 auf 4,6 Eheschließungen im Jahre 2008. Die Zahl der Ehescheidungen stieg von 1,9 pro 1000 Einwohner im Jahre 1950 auf 2,3 im Jahre 2008 (vgl. Statistisches Bundesamt 2010). Diese Entwicklung wurde als De-Institutionalisierung von Familie im Sinne sinkender normativer Verbindlichkeit diskutiert (vgl. Nave-Herz 2007: 13). Zur Diskussion der Bedeutung der Institution Ehe in der Familienforschung insgesamt siehe die Debatte in der Zeitschrift »Soziale Welt« 2002, 54,4 (vgl. Burkhart 2002; Schneider 2002).

lität wird. Allerdings stehen den Menschen durch den Bedeutungszuwachs von Mobilität und Technologie neue Kommunikations- und Transportmedien zur Verfügung, um familiäre Beziehungen auch über größere räumliche Abstände hinweg zu organisieren und zu realisieren.

Bezogen auf die *Generationenbeziehungen* reflektiert der Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie die Ausdehnung von der Konzentration auf das Eltern-Kind-Verhältnis auf weitere Generationenverhältnisse wie das zwischen Großeltern und Enkeln oder gar das zwischen Urgroßeltern und Ur-enkeln. Im Jahre 2002 leben ein Fünftel der Teilnehmer des Alters-Surveys in Familien mit vier Generationen, ein weiteres Fünftel in 2-Generationenkonstellationen und die überwiegende Mehrheit in Familien mit drei Generationen (vgl. Hoff 2006: 245).⁴ Bei der Betrachtung von familialen Generationenverhältnissen im Zuge einer größeren Lebenserwartung ist innerhalb der Familienforschung allerdings unklar, ob die Vergrößerung des Abstands zwischen den Generationen infolge späterer Elternschaft oder die Bedeutung der Lebensphase Alter einen größeren Effekt auf die Generationenbeziehungen hat. In jedem Fall ist im Familienzyklus eine gemeinsame Zeit von Eltern und Kindern von fünfzig Jahren und mehr nichts Ungewöhnliches (vgl. Bertram 1996). Es wird von einem Prozess gemeinsamen Altwerdens, einem »co-aging« (vgl. Saraceno 2008: 8) der Generationen einer Familie, gesprochen, der sich nicht nur auf Eltern und ihre Kinder bezieht, sondern als Mehrgenerationenfamilie mehrere Generationen umfasst. Mit der gestiegenen Lebenserwartung und der gesunkenen Geburtenziffer pro Frau ist eine Entwicklung beschrieben, für die Vern Bengtson den Begriff der »Bohnenstangenfamilie« geprägt hat, um zu veranschaulichen, dass Vier- oder Fünfgenerationenfamilien immer häufiger auftreten, dabei aber jede Generation nur aus wenigen Mitgliedern besteht (vgl. Bengtson 1990). Für Bertram und im Kontext des Konzepts der multilokalen Mehrgenerationenfamilie besteht der Wandel der Generationenbeziehungen also in erster Linie darin, dass diese auf lange Sicht gegenüber den Paarbezie-

4 Der Alters-Survey ist eine breit angelegte Erhebung, die mit den Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert und von der Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL) sowie der Forschungsgruppe Psychogerontologie (Universität Nijmegen) in Kooperation mit infas Sozialforschung (Bonn) in den Jahren 1994 bis 1998 durchgeführt wurde (vgl. Kohli/ Künemund 2005: 8). Die Ergebnisse von Andreas Hoff beziehen sich auf die im Jahre 2002 durchgeführte Replikationsstichprobe des Alters-Surveys (vgl. Hoff 2006). Ein Kritikpunkt des Alters-Surveys besteht darin, dass seine Datengrundlage lediglich Menschen zwischen 40 und 85 Jahren erfasst; die Autoren also die Einstellung der hochaltrigen Menschen (sowie der Jugendlichen) gar nicht erhoben haben und gleichwohl ihre Ergebnisse hinsichtlich der Frage von Unterstützungsleistungen und Solidarität auf »die Älteren« und »die Jüngeren« pauschalisieren.

hungen eine größere qualitative und quantitative Bedeutung im Lebenslauf des Einzelnen gewinnen. Dabei werden im Laufe des gemeinsamen Lebensverlaufs der Generationen entsprechend der jeweiligen Lebensphasen unterschiedliche gemeinsame oder getrennte Lebensformen realisiert, die ausgehandelt und hergestellt werden müssen. Der Organisationscharakter bei einem gleichzeitigen Abbau des Machtgefälles zwischen den Generationen tritt in den Vordergrund. In diesen Aushandlungsprozessen wird Intergenerationalität selbst neu zusammengesetzt und mehrere intergenerationelle Beziehungskonstellationen sind möglich. Mit dem Begriff der »multilokalen Mehrgenerationenfamilie« wird also betont, dass es im Prinzip weder örtlich noch emotional ein Zentrum der familialen Beziehungen gibt, sondern sich Generationenbeziehungen entsprechend der gesellschaftlichen Anforderungen und der individuellen Bedürfnisse kontinuierlich generieren und verändern.

Auch empirische Untersuchungen bestätigen die ungebrochene Qualität der Generationenbeziehungen bis ins späte Lebensalter (vgl. Kohli/Künemund 2005): Drei Viertel der erwachsenen Kinder gaben an, dass sie sehr enge oder enge Beziehungen zu ihren Eltern haben; bei der Befragung der Eltern über die Enge der Beziehung ist dieser Anteil sogar noch höher, er liegt bei 90 Prozent (vgl. Kohli/Künemund 2005: 188).⁵ Bei diesen Angaben weisen die Autoren allerdings darauf hin, dass eine »enge« Beziehung nicht gleichbedeutend mit einer »guten« Beziehung ist (vgl. ebd.). Von besonderer Relevanz für die Bedeutung der Qualität von Generationenbeziehungen ist auch der Aspekt von Unterstützungsleistungen. So haben im Alters-Survey 93,3 Prozent der 40-85jährigen dem Item »Wenn meine Angehörigen Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen« zugestimmt. Auf Basis eigener empirischer Untersuchungen relativieren Anja Steinbach und Johannes Kopp dieses Ergebnis, indem sie argumentieren, dass sich der Rückgriff auf Generationenbeziehungen als Unterstützungspotential eher auf eine »last resort insurance« beziehe als auf alltägliche Hilfeprozesse (vgl. Steinbach/Kopp 2008: 99).

Im Alters-Survey sind neben der Beziehungsenge noch die Kontakthäufigkeit sowie monetäre Transfers bzw. instrumentelle Unterstützungsleistungen Indikatoren dafür, von intergenerationeller Solidarität zu sprechen (vgl. ebd.: 178 ff.). Anders als bei der Beziehungsenge fallen die Werte für intergenerationelle Transferleistungen wesentlich geringer aus. Die Autoren stellen fest, dass

5 Dieser Unterschied zwischen der Eltern- und der Kindergeneration wird für gewöhnlich mit der sogenannten »intergenerational stake«-Hypothese beantwortet, die von Bengtson entwickelt wurde und besagt, dass Eltern von engeren Beziehungen zu ihren Kindern sprechen als umgekehrt, weil sie dazu neigen, die intergenerationellen Gemeinsamkeiten hervorzuheben (vgl. Kohli/Künemund/Motel et al. 2005: 189). Inwieweit diese Hypothese nicht auch historisch relativ ist, muss hier offen bleiben (vgl. Kohli et al. 2005: 189).

Geldleistungen in der Generationenabfolge von »oben« nach »unten« verlaufen, während die nichtmonetären Leistungen in umgekehrter Richtung zu den monetären Transfers fließen (vgl. ebd.: 193 ff.). Während also knapp 24 Prozent der 70-85jährigen Eltern Geld- und Sachtransfers an ihre erwachsenen Kinder leisten (und 15 Prozent an ihre Enkel), leisten 5 Prozent der 40-54jährigen Kinder materielle Unterstützung an ihre Eltern- und Schwiegereltern (vgl. ebd.).⁶ Eine ähnliche Verteilung ergibt sich hinsichtlich der instrumentellen Hilfen. Während gut ein Viertel der 40-54jährigen Kinder instrumentelle Hilfen an ihre Eltern leisten, leisten knapp 7 Prozent der 70-80jährigen Eltern instrumentelle Hilfen an die nachfolgende Generation (vgl. ebd.). Das bedeutet, dass mindestens 70 Prozent der Eltern und der Kinder überhaupt keine Transfers zur anderen Generation leisten – ein Phänomen, mit dem Ursula Dallinger die These des »zirkulären Ressourcenfluss« bezogen auf den gesellschaftlichen Generationenvertrag kritisch diskutiert, die besagt, dass ein guter Teil der Rentenleistungen innerfamiliär an die Kindergeneration übergehe (vgl. Dallinger 2002: 209). Generationenbeziehungen haben demnach ihren Fokus in der Beziehungsdimension.

Der Blick auf die innerfamiliären Transferleistungen rückt die erwachsenen Kinder ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die als »mittlere« Generation unter Umständen nicht nur die betagten Eltern instrumentell unterstützt, sondern häufig auch Kinder im heranwachsenden Alter hat, die ebenso der Hilfe bedürfen. Für diese Situation hat Walter Bien den Begriff der »Sandwich-Generation« geprägt (vgl. Bien 1994). Er bringt damit zum Ausdruck, dass in manchen Familien die mittlere Generation nach zwei Seiten hin sowohl materielle und instrumentelle als auch emotionale ›Sorge‹ tragen muss. Gerade für Frauen bedeute dies einen zweiten familial-beruflichen Vereinbarkeitskonflikt (vgl. Höpflinger 2005: 28). Dieses »Investment« könne sich jedoch durchaus auszahlen, da vornehmlich Frauen am Ende des Lebensverlaufs von der Solidarität ihrer Kinder profitieren können (vgl. Schütze 1993). Neben den intergenerationellen Beziehungen sind auch die Geschwisterbeziehungen innerhalb von Familie bedeutsam, denn alt werdende Geschwister können als »Mit-Überlebende« innerhalb einer Familie besondere Bedeutung füreinander haben (vgl. Kinast-Scheiner 2000). Empirisch zeigte sich, dass demgegenüber Einzelkinder keine engere Beziehung zu ihren hilfebedürftigen Eltern haben und sich auch nicht stärker um diese kümmern als erwachsene Kinder in Mehrkinderfamilien (vgl. Künemund/Rein 2002). Ledige verbleiben jedoch stärker in den Beziehungs-

6 Diese Transferleistungen stellen gesamtgesellschaftlich eine erhebliche Ungleichheit zwischen Familien und Individuen über den Lebenslauf dar, insofern diejenigen erwachsenen Kinder, die von ihren Eltern zeitlebens unterstützt wurden, auch nach deren Tod besonders hohe Summen erhalten (vgl. Szydlík 2004: 21).

mustern der Herkunftsfamilie als Verheiratete, die mit Kindern und/oder Partnern einen neuen Kontext von Beziehungen aufbauen (vgl. Bertram 1996: 72).

1.1 Die Phase des letzten Lebensalters: Alter(n), Sterben, Tod

Älterwerden ist sowohl ein körperlicher und psychischer wie auch ein sozialer Prozess. Er durchzieht den gesamten menschlichen Lebenslauf und ist in hohem Maße gesellschaftlich vermittelt. Die soziale Konstruktion des Alters erfolgt in erster Linie durch Alterszuschreibungen, welche bereits nach der Geburt ansetzen und Altersnormalitäten definieren, durch die das Altern kulturell überformt wird und seine soziale Bedeutung gewinnt (Amrhein 2004; vgl. Amrhein/Backes 2008: 383). Gesellschaftlich wird um die Bedeutung des Alters in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts virulent gerungen. In demographischer Hinsicht verändert sich mit dem generativen Verhalten nicht nur der Beginn, sondern durch die gestiegene Lebenserwartung auch das Ende des Lebens. Durch bessere medizinische Versorgung und Ernährung steigt die Lebenserwartung im Laufe des 20. Jahrhunderts etwa um dreißig Jahre an und liegt im Jahre 2008 in Deutschland bei 82,1 Jahren für Frauen und bei 76,6 Jahren für Männer (vgl. Statistisches Bundesamt 2009). Als eine Begleiterscheinung gibt es in den 1980er Jahren eine erste öffentliche Debatte um den »Pflegerotstand« in Deutschland. Doch ist das Phänomen der Hochaltrigkeit lediglich ein Faktor innerhalb des »Strukturwandels des Alters«, der auch die Entberuflichung, die Feminisierung (mehr als drei Viertel der 85jährigen sind Frauen) und die Singularisierung des Alters umfasst (vgl. Tews 1990). Mit der Debatte um den Strukturwandel des Alter(n)s wird sowohl auf die Bedeutung des gesellschaftlichen Wandels für die Lebensphase Alter wie auch auf das Alter als Bestimmungsfaktor gesellschaftlicher Modernisierung hingewiesen (vgl. Backes/Clemens 1998). Während in der sozialwissenschaftlichen Diskussion Helmut Schelsky für die Industriegesellschaft von einem »Funktionsverlust des Alters« im Bereich von Arbeit, Familie und Freizeit sprach (vgl. Saake 2006: 55), schließt sich ab den 1970er Jahren der Topos der »normativen und instrumentellen Unbestimmtheit des Alters« an, der auf die Brüchigkeit von lebensphasenspezifischen Zuordnungen festgelegter Altersbilder verweist (vgl. Backes 1997). Die Dominanz eines »negative[n] Altersbildes« in der Gesellschaft wird kritisiert und stattdessen auf die wahrnehmbare Pluralisierung der Alterspositionen hingewiesen (Carls 1996, 2007; von Konratowitz 2001). Joachim von Konratowitz folgert daraus, dass das gesellschaftliche Altersbild disponibel geworden ist und je nach Interessenslage sowohl zu altersoptimistischen Leitkriterien wie auch zu einem negativ diskriminierenden Altersverständnis tendiere (vgl. von Konratowitz 2001). Hinsichtlich der Zuordnung von Alterszuschreibungen zu bestimmten Lebensphasen

bestehe eine »normative und instrumentelle Unbestimmtheit« (vgl. Backes 1997). Eine besonders wirkmächtige Thematisierung der Nivellierung der durch das Lebensalter bestimmten lebensweltlichen Grenzen war ein 1982 in den USA erschienenes Buch, in dem von der »age-irrelevant society« gesprochen wurde (vgl. Neugarten 1982).

Für die Lebensphase Alter werden immer mehr Möglichkeiten in medizinischer, sozialer und ökonomischer Hinsicht denkbar. Einerseits entspannen sich die gesellschaftlichen Wertorientierungen und Normierungen darüber, wie Menschen ihr Alter zu gestalten haben. Für Generationenbeziehungen geht damit ein Brüchigwerden von herkömmlichen Lebensformen und Aufgabenteilungen einher, die sehr stark an Lebensphasen und Altersgrenzen gebunden waren (vgl. Krappmann/Lepenes 1997: 10). Doch es wird insgesamt unklar, welche Bedeutung das chronologische Lebensalter für die Gestaltung des eigenen Lebens und die intergenerationellen Beziehungen hat. Andererseits macht Claudine Attias-Donfut im Zusammenhang mit der Pluralisierung der Altersbilder darauf aufmerksam, dass mit dem Bedeutungsverlust des chronologischen Alters die Tendenz einhergeht, die Konstruktion der Abhängigkeit ins Zentrum jeder Alterszuschreibung zu setzen (vgl. Attias-Donfut 1991: 367). Im Alter ist also alles möglich bis zu dem Zeitpunkt, zu dem der Mensch hilfebedürftig wird. Zwar werde nicht mehr von »dem Alter« gesprochen, doch folge auf die Phase des Ruhestands noch eine weitere Phase, die als das hohe oder höchste Lebensalter bezeichnet wird und sich durchschnittlich auf die Gruppe der über 85 Jahre alten Menschen bezieht (vgl. Clemens 2004: 45). In dieser Bevölkerungsgruppe besteht das höchste Risiko einer Pflegebedürftigkeit (vgl. Haberkern/Szydlik 2008: 89), gleichzeitig ist sie die seit den 1950er Jahren bei Weitem am stärksten gewachsene Alterskohorte (vgl. BMFSFJ 2002: 55). Die Berliner Altersstudie (BAS) weist darauf hin, dass sich jenseits des achtzigsten Lebensjahrs ein Bild zeige, bei dem sich in der Regel – neben dem zunehmenden körperlichen Abbau und wachsender Pflegebedürftigkeit – durch die Zunahme der Demenzprävalenz viele alte Menschen so verändern, dass sie von anderen nicht mehr als dieselbe Person erlebt werden (vgl. Mayer/Baltes/Baltes et al. 2010: 651). Bereits diese kurze Zusammenschau verdeutlicht, dass die Gewährleistung sozialer Sicherheit im Alter zu einem der umstrittensten Ziele der Sozialpolitik im modernen Sozialstaat geworden ist.

In Deutschland ist die in diesem Zusammenhang bedeutsamste politische Maßnahme die im Jahre 1995 eingeführte sogenannte Pflegeversicherung. Sie ist als fünfte Säule neben Sozial-, Renten-, Kranken- und Unfallversicherung konzipiert worden. Vor ihrer Einführung war in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Zahl der Pflegebedürftigen so stark angestiegen, dass sie die Krankenkassen und Sozialhilfeträger stark belasteten und in der Politik die Überzeu-

gung wuchs, Pflegebedürftigkeit als ein Risiko einzuschätzen, welches wie Krankheit, Unfall und Arbeitslosigkeit vorsorgefähig werden muss. Allerdings wird – wie Matthias Dammert erläutert – in Hinblick auf die erwartete Zunahme des Anteils pflegebedürftiger Personen politisch eine »neue Kultur des Helfens« (§ 8 SGB XI) gefordert, bei der auf informell pflegende Angehörige oder auf finanzielle Ressourcen gesetzt wird, die die Tradition einer subsidiär ausgerichteten Kultur des privaten Helfens nicht nur fortschreibt, sondern mit erneutem Nachdruck vertritt (vgl. Dammert 2009: 263). In der Folge käme es zu einer Steigerung der Kontingenz sozialer Ungleichheit im Alter, da diese von den Wechselfällen der eigenen, vor allem familialen Lebens- und Beziehungsbiographie bedingt ist (vgl. ebd.: 268). Nicht nur für den zu Pflegenden, sondern auch für die gesamte Familie hat ›Pflege‹ zunehmend Auswirkungen auf die sozialstrukturelle Position einer Familie, woraufhin Franz-Xaver Kaufmann fordert, die Frage, wie viele abhängige Personen ein Haushalt zu versorgen hat, zu einem zentralen Element der Feststellung sozialer Ungleichheit zu machen (vgl. Kaufmann 1993: 96). Für Szydlik ergibt sich daraus die Schlussfolgerung, neben Bildung, Einkommen, Beruf und Schicht auch die demographische Gliederung einer Familie in eine sozialstrukturelle Analyse mit einzubeziehen (vgl. Szydlik 2007: 78).

Doch wie sieht die Pflegeversicherung genau aus? Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes ist im Jahr 2007 die Zahl der in der Pflegeversicherung erfassten Pflegebedürftigen gegenüber dem Jahr 2005 um 6 Prozent gestiegen (von 2,13 Millionen Menschen auf 2,25 Millionen Menschen); dies stellt gegenüber dem Jahr 1999 eine Steigerung um 11 Prozent dar (vgl. Statistisches Bundesamt 2009).⁷ In der Pflegeversicherung gilt der Grundsatz »ambulant statt stationär«, wodurch eine möglichst lang anhaltende Autonomie und Integration des pflegebedürftigen Menschen in sein gewohntes Umfeld angestrebt wird (BMG 2007: 2). Im Gegensatz zu den Vorjahren ist im Jahr 2007 kein eindeutiger Trend zur »professionellen Pflege« mehr festzustellen: Während im Jahre 1999 72 Prozent der Pflegebedürftigen zu Hause versorgt wurden, stabilisierte sich im Jahre 2007 der Wert bei 68 Prozent. Von diesen 68 Prozent, die zu Hause versorgt wurden, bekamen 22 Prozent Hilfe durch ambulante Pflegedienste und 46 Prozent erhielten ausschließlich Pflegegeld, d. h. sie wurden in

7 Bei diesen Zahlen muss berücksichtigt werden, dass nicht alle Pflegebedürftige alte Menschen sind. Im Jahre 2007 waren 68 Prozent der Pflegebedürftigen 75 Jahre und älter. Die Pflegeversicherung ist je nach Pflegebedürftigkeit in drei Stufen geteilt. Bis 31. Juni 2008 wurden bei der Pflege durch Angehörige folgende Geldleistungen gezahlt: 205 Euro bei Pflegestufe I (ab 1. Januar 2010: 225 Euro), bei Pflegestufe II 410 Euro (ab 1. Januar 2010: 440 Euro) und bei Pflegestufe III 665 Euro (ab 1. Januar 2010: 685 Euro).

der Regel allein durch Angehörige gepflegt (vgl. Statistisches Bundesamt 2009).⁸ 32 Prozent der alten Menschen lebten in einem Heim.⁹ Die pflegenden Angehörigen sind in der Regel weiblich, denn Frauen übernehmen nach wie vor die meisten Pflege- und Versorgungsfunktionen sowohl für die nachwachsende als auch für die vorhergehende Generation (vgl. ebd.). Aus diesem Grund kann von einer doppelten Feminisierung des Alters gesprochen werden, denn nicht nur sind die meisten alten Menschen Frauen, sondern sie werden auch von Frauen gepflegt – sei es in der Rolle der Verwandten oder der professionellen Dienstleistung.

Das Verhältnis von privater und öffentlicher Pflegeleistung wird entlang der These vom »crowding-in« bzw. »crowding-out« diskutiert (vgl. Ostner 2004): Mit der »crowding-out«-Hypothese wird die Annahme vertreten, dass sich das innerfamiliäre Solidaritätspotential aufgrund der zunehmenden Übernahme familialer Leistungen durch den Wohlfahrtsstaat reduziert habe. Umgekehrt wird gemäß der »crowding-in«-Hypothese mit der Stärkung und Stimulierung der Familiensolidarität durch wohlfahrtsstaatliche Leistungen argumentiert. In einem europäischen Vergleich der Daten des Survey of Health, Ageing and Retirement (SHARE) kommt Martina Brandt zu dem Ergebnis, dass weder ein uneingeschränktes »crowding-in« belegt noch ein »crowding-out« von der Hand gewiesen werden könne (vgl. Brandt 2009: 147). Allerdings wachse mit dem Grad des Ausbaus des Wohlfahrtsstaats der Anteil freiwilliger Hilfe, die ausgetauscht wird (vgl. ebd.).

Zu der letzten Phase im Leben eines Menschen und damit zur Generationensorge gehören auch Sterben und Tod. Deren Gesicht hat sich in den letzten Jahrzehnten jedoch erheblich verändert, denn die diesen Lebensabschnitt prägenden, vor allem religiös fundierten Rituale und Symbole sind selten geworden (vgl. Ariès 1987). Ab Mitte des 20. Jahrhunderts sterben zunehmend mehr Menschen in Krankenhäusern oder Alten- und Pflegeheimen. So waren im Jahre 2005 beispielsweise 47,5 Prozent der Verstorbenen 80 Jahre und älter und von diesen verstarben wiederum 47,3 Prozent im Krankenhaus (vgl. Göckenjan 2008: 9). Das Sterben im Krankenhaus ist mit vielen ambivalenten Gefühlen besetzt. Seitens der Ärzte und Pflegenden werde mit Verweis auf die medizinische Technologie häufig suggeriert, medizinisch könne weiterhin gehandelt

8 Hier sind auch die privat organisierten Pflegeleistungen – etwa durch osteuropäische Pflegekräfte – angesiedelt.

9 Zwischen den Bundesländern sind deutliche Unterschiede im Grad der Inanspruchnahme professioneller Hilfeleistungen gegeben. So waren in Schleswig-Holstein mit 40 Prozent die meisten Menschen in einem Heim lebend, in Brandenburg mit 25 Prozent die wenigsten. In Hessen wurden mit 54 Prozent die meisten Menschen durch Angehörige versorgt (vgl. Statistisches Bundesamt 2009).